

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 13 (1926)
Heft: 6

Nachruf: Rintelen, Friedrich
Autor: Schmidt, Georg

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FRIEDRICH RINTELEN † 20. FEBRUAR 1881 BIS 4. MAI 1926

Eigentümlich schwer ist es, vom Wesen dieses Mannes ein Bild zu geben — der Stoff ist zugleich unendlich geschmeidig und ungeheuer spröde. Die bedeutenden, ja genialen Züge liegen so offen und in solcher Fülle zutage, dass man sie nur aufzählen zu müssen meint — und doch fühlt man sogleich, dass damit das Entscheidende, das eigentlich Rintelensche gar nicht gesagt würde. Wenn der konventionelle Grundsatz *de mortuis nil nisi bene* schon bei durchschnittlichen Erscheinungen am eigentlich Menschlichen vorbeiführt, ist eine so ausserordentliche, eigenwillige Gestalt wie Rintelen überhaupt nicht zu fassen oder dann mit dem herberen Grundsatz *nil nisi vere*. Eines Menschen, dessen ganzes Denken und Tun aus den Tiefen eines leidenschaftlichen Gemütes angetrieben wurde, ist ein Verfahren, das diese Tiefen verschweigt, schlechthin unwürdig. Man wird bei Rintelen aber auch nie in Versuchung kommen, zu meinen, jetzt überblicke man ihn ganz — immer wird sein Wesen mehr sein, tiefer und vielgestaltiger, als man zu sagen vermag.

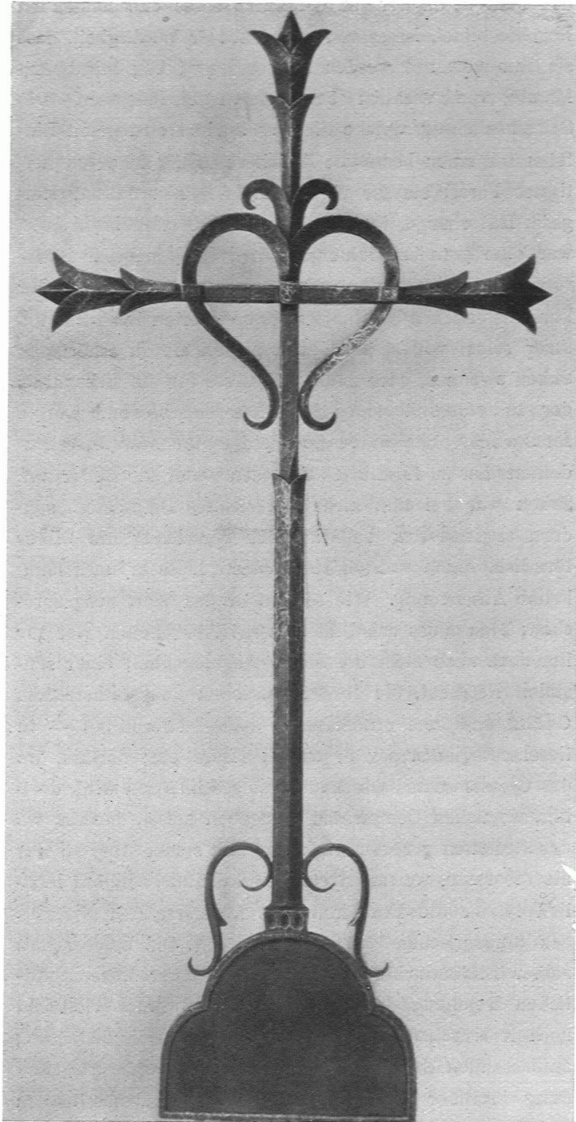
Dies die Linie seines Lebens: westfälischen Geblüts und aus katholischer Familie stammend — in Berlin aufwachsend — einundzwanzigjährig in München bei Hertling über Leibniz doktorierend — nach Italien eilend und in Italiens Kunst, Geschichte und Volksgeist die Erfüllung leidenschaftlicher geistiger Sehnsüchte findend — in dieser Gehobenheit, Mitte der Zwanziger, sein einziges Buch schreibend, ein Werk von mächtigem Ausmass und von eigenwilliger Einmaligkeit — mit einem Schlag unter die Ersten seines Faches rückend — dreiunddreissigjährig zur Nachfolge Jakob Burckhardts und Wölfflins berufen, in eine Stadt, in der gegenüber Deutschland südliches Wesen um einen fühlbaren Grad wirklicher ist und in der doch zugleich dessen Verkündigung noch Bedeutung haben kann — nach kurzen Jahren der Wirksamkeit in dieser Stadt, als ein mit seiner Heimat Zerfallener, deren Bürgerrecht nachsuchend und empfangend — dann plötzlich, Mitte der Vierziger, noch einmal ganz neu ansetzend zu aktiverer, wirklichkeitsnäherer Tätigkeit, als Leiter der Oeffentlichen Kunstsammlung in Basel — in diesem Augenblick von tödlicher Krankheit getroffen — als Todwunder ein letztes Mal nach dem über alles geliebten Süden fliehend — sterbend auf Sizilien — beerdigt in italienischer Erde: diese Stationen — ein deutsches Schicksal lässt sich nicht denken!

Rintelens Tod beklagt man nicht wie den eines Mannes, der zwar im Mittag seines Lebens und seiner Arbeit hat aufhören müssen, der aber doch bereits Dinge geschaffen hat, die aus sich heraus weiterzuzeugen vermögen —

Rintelens Tod beklagt man viel mehr wie den eines Jünglings, der in einem genialen Erstlingswerk das Ausmass seines Geistes offenbart hat, mit dessen frühem Sterben aber unabsehbare Möglichkeiten einfach verloren sind. Doch stand Rintelen schliesslich Mitte der Vierziger, nicht Mitte der Zwanziger, als er starb, und trug in sich eine Last geistiger Güter, die ein unendlich beweglicher Geist nicht bloss auf dem kleinen Feld seines Faches geerntet hatte. Und wie hat Rintelen geerntet! Nicht als ein gelehrter Vielwischer, und nicht aus den abgeleiteten, stagnierenden Kanälen der Wissenschaft schöpfend, sondern unbekümmert um deren Wege und Meinungen aus dem offenen Strom und aus entlegenen, unverbrauchten Bächen, und alles mit eigenwilliger Intelligenz sich zu eigen machend. Wenn er aus diesem Besitze schöpfte, sei's in seinen prächtigen, weitausgreifenden Einleitungen zu Vorlesungen oder Vortragszyklen, sei's im persönlichen Gespräch, dann fühlte man, dass hier sein Geist sich am freiesten bewegte, freier noch, als wenn er von den Kunstwerken allein sprach. Ueber die Mannigfaltigkeit der historischen Phänomene herrschte er wahrhaft königlich. Der unerschöpfliche Reichtum, die absolute Originalität und das ganz seltene Niveau seiner Bildung — das war's, worüber man immer wieder aufs höchste in Staunen geriet und weswegen man ihn vor allem verehrte. Aber gerade das ist es auch, was mit seinem Tod schlechthin vernichtet ist. Was er geschrieben hat, ist nur ein ganz kleiner Bruchteil dessen, was reif war in ihm und was er hätte schreiben können. Seine Vorlesungen und Vorträge hat er nie fixiert, sondern von Semester zu Semester und von Stunde zu Stunde für den freien Vortrag neu erarbeitet. Ob seine Einleitung zum Diederichsband über die französische Malerei, die er noch auf seine letzte Fahrt nach Italien mitgenommen hatte, druckfertig ist, bleibt abzuwarten. Die ganze Lebendigkeit und Souveränität seines Geistes aber erfuhr man eigentlich erst im persönlichen Gespräch, in dem es keine Schranken gab, und in dem das festgefügte Pathos seiner Rede sich löste zur temperamentvollsten Hingabe an den Einfall des Augenblicks. Eine unermüdlige, leidenschaftliche Teilnahme an allen Dingen gab auch dem flüchtigsten Gespräch Gewicht und innere Spannung — ich glaube, vollkommen spannungslos war Rintelen überhaupt nie, wenn er unter Menschen war. Davon aber bleibt nur die unerbittlich erblässende Erinnerung derer, die Umgang hatten mit ihm. Immerhin war Rintelen hierin so wenig geizig (im Gegenteil, man muss ihn recht eigentlich verschwenderisch nennen), dass es deren genug gibt,

die Zeit ihres Lebens sich verehrend und dankbar des persönlichen Umgangs mit diesem ungewöhnlichen Manne erinnern werden.

Angesichts dieser Tatsachen möchte man sich gerne vorstellen, dass Rintelens Geist, auch wo er selber sich nicht fixiert hat, doch in anderen weiterzeugte. Rintelens Geist war jedoch nicht von dieser Art. Man konnte ihn mehr nur geniessen und verehren, als ihn eingehen lassen in sein eigenes Denken. Man fühlte sich von ihm eher bedrückt als zu Eigenem befreit und befruchtet. Es gab in seinem Denken nichts, was über seine Persönlichkeit hinaus auch für andere hätte verpflichtend sein können, so ganz einmalig und eigenwüchsig war alles, was er dachte. Das ist wohl auch der tiefere Grund, weswegen Rintelen keine eigentlichen Schüler hatte. Es gibt niemanden, der Rintelens wissenschaftliches Erbe antreten könnte, weil an seiner wissenschaftlichen Leistung nichts Vererbbares ist. Rintelens vollkommenster Gegensatz ist Wölfflin. Wölfflin hat ein Lehrgebäude errichtet, in dem für viele Arbeiter, kleine wie grosse, Raum und Arbeit ist, und das selbst über einen frühen Tod des Meisters hinaus hätte dauern können. Wölfflin hat ein lehrbares und lernbares System von Begriffen ausgebildet, mit denen die Phänomene gefasst und geordnet werden können. Diese Begriffe haben Sinn nicht nur in der Hand des einen Meisters, sondern ebensosehr in der Hand einer unbegrenzten Zahl von Schülern und Schülerschülern. Ja, sie sind sogar der Uebertragung auf andere Gebiete der geschichtlichen Wissenschaft fähig. In Wölfflinschem Geiste denken — nichts ist möglicher, verwandte geistige Struktur vorausgesetzt. In Rintelenschem Geiste denken — nichts ist unvorstellbarer! Es sei denn als pure Nachäfferei. Wie Rintelen selber war, ragend in schroffer Einmaligkeit, so sah er auch die geschichtlichen Phänomene: als völlig in sich erfüllte, unwiederholbare Gebilde. Für die Erkenntnis des Individuellen besass er, seiner eigenen Differenziertheit entsprechend, die allerdifferenziertesten Organe. Während Wölfflin die Stilepochen generalisiert bis zu Begriffen, deren Allgemeinheit ständig in Gefahr ist, nichts Wesenhaftes mehr auszusagen, atomisiert Rintelen nicht allein die Zeiten und innerhalb der Zeiten die einzelnen Künstler, sondern auch innerhalb des einzelnen Künstlers jedes einzelne Werk. Rintelen vermochte von der Individualität einer Zeit ein Gemälde zu entwerfen von einer Fülle und Pracht sondergleichen. Aber er reihte Gemälde an Gemälde; die Zeiten unter sich, ihr Wachsen, Wandeln und Schwinden, das kam bei ihm nicht in gleichem Masse zur Anschauung. Trotz aller Weite und Beschwingtheit seiner Betrachtung — in die Dimension des Spekulativen ging sie nicht: so sehr war Rintelen dem



SCHMIEDEISERNES GRABKREUZ

*Entwurf und Ausführung: Allgemeine Gewerbeschule Basel
(Fachklasse für Schlosserei und kunstgewerbliche Metallarbeit)*

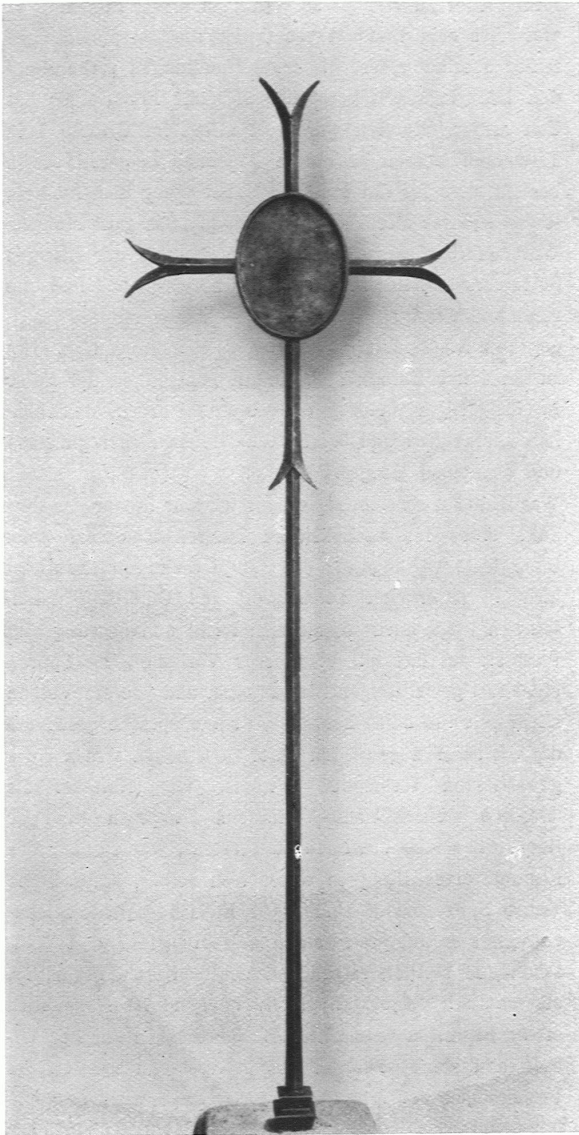
Konkreten und Einzelnen hingegeben und verhaftet. Von sinnlichen Erlebnissen war er bis an den Rand gefüllt, ja überströmend, und unlöslich sein Durst nach stets neuen Erlebnissen der Sinne. Gegen die Abstraktion hatte er eine tiefe Abneigung.

Da man bei Rintelen keine sogenannte Methode und keine gebrauchsfertigen Werkzeuge übermittelte bekam, hatte bei ihm Schüler sein eine unerlaubt ausserwissenschaftliche, eine ausschliesslich geistige, menschliche Bedeutung. Seine Persönlichkeit rief die eigene wach. In

den Jahren, da der junge Mensch seine entscheidenden Begriffe bildet, ist es von unabsehbarer Wichtigkeit, dass sie ihm geweitet werden in der Begegnung mit einem Manne von wirklich bedeutenden Dimensionen. Die Selbstbesinnung, welche die Auseinandersetzung mit Rintelen für einen bedeutete, konnte sich bis zu deren heftigster Form: bis zur verzweifelten Selbsterhaltung steigern. Das einzige, was Rintelen an Uebertragbarem übte, war eine geradezu leidenschaftliche Bildanalyse. Datierungs- und Zuschreibungsfragen, das tägliche Brot der kunsthistorischen Seminarien, interessierten ihn nicht um ihrer selbst willen, sondern nur weil sie zu schärfstem Sehen zwangen, oder dann, sofern sie für die Erkenntnis der Individualität eines Künstlers entscheidend waren. Im Seminar peitschte er die photographienbewaffnete Studentenschar zu förmlichen Attacken wider die Bilder auf. Sehen war bei ihm nicht zuwartendes Betrachten, sondern aggressivstes Anpacken. Er verschlang die Bilder förmlich. Einen wahren Heiss hunger hatte er nach sinnlicher Anschauung. Wie oft hat er das Wort ausgesprochen: Man muss das Bild fressen! Aber Sehen war für ihn doch auch nicht die bloss e Angelegenheit einer sensiblen Netzhaut, die ihre Sensationen dem ästhetischen Gefühl und dem ordnenden Verstand übermittelt — in tiefere Regionen sog er das Sichtbare ein: dorthin, wo das Gesehene zum Geschauten umgeschmolzen wird, dorthin, wo Sehen Deuten und Sinng e ben heisst, dorthin, wo das Gestalten geboren wird. Das Ziel seiner Analyse war nie die reine, wertungsfreie Stilerkenntnis, sondern letztlich immer die Erkenntnis des künstlerischen Niveaus, des künstlerischen Werts oder Unwerts. Die Leidenschaft seiner Bildbetrachtung stammte aus einer leidenschaftlichen Bejahung des Bedeutenden und einer vielleicht noch leidenschaftlicheren Ablehnung des sich Bedeutung anmassenden Unbedeutenden. Dass für ihn die Entscheidung hierüber in ganz anderen Gründen, nämlich in denen des Intuitiven, bereits gefallen war, wenn er das Seminar betrat, um eine Frage zur Entscheidung durch die Analyse vorzulegen — das liess einen immer wieder erkennen, dass für ihn die Methode in Wahrheit weniger Bedeutung hatte, als er selber stets mit vielem Nachdruck betonte. Das Wichtigste aber war, was man aus Rintelens Gesamtverhältnis zur Kunst lernte, nämlich: Kunst weder nur antiquarisch, noch nur formal, noch nur psychologisch zu betrachten, sondern in geistiger Totalität. Die Beschäftigung mit Kunst war ihm mehr eine menschliche Angelegenheit als eine wissenschaftliche, die Kunst war ihm im Grund nicht wichtiger als alle anderen menschlichen Angelegenheiten — wichtiger nur, sofern er sie als die menschlichste Angelegenheit betrachtete.

Rintelen war im Grunde nicht, was man einen Kunstforscher nennt, er war aber aus ganzer Seele Kunstbetrachter. Forschung war ihm nicht Selbstzweck, sie hatte ihm nur das Material zu bereiten für die Darstellung. Nie hat er den Diener zum Herrn gemacht. Die Fachwissenschaft hatte er nur im Rücken, offen zugewandt aber war er dem weiteren, lebendigeren Kreise der künstlerisch und historisch interessierten Laien. Wir dürfen jedoch das eine nicht vergessen: von seinem Giottobuch kann es nicht heissen: geistig zwar eine geniale Leistung, in seinen Resultaten aber von der Forschung überholt — nein, das Hauptproblem der Giottofrage ist durch Rintelens Buch schlechthin gelöst, so sehr es auch darüber hinaus zur Darstellung vordringt.

Nach diesem einen Buch hat Rintelen keines mehr geschrieben. Das Jahrzehnt seiner akademischen Wirksamkeit in Basel galt ausschliesslich der Wirkung durch das Wort, in Vorlesung und öffentlichem Vortrag. Obgleich es nicht schnell wieder einen Redner wie Rintelen gibt — wer, seines Giotto gedenkend, von ihm Dauernderes erwartete, der musste eine stille Trauer empfinden darüber, dass er sich geradezu verzehrte in einer Tätigkeit, die, so vielen, verdientesten Ruhm sie ihm auch eintrug, doch nur vom Augenblick lebt und mit dem Augenblick vergeht. Aber Rintelen kannte keine kluge Oekonomie. Was er tat, dem opferte er sich ganz. Mit welcher unerhörten Inbrunst gab er sich dem Reden hin! Die Augen geschlossen, war sein Antlitz ganz Funktion des Redens. Mit welchem schrankenlosem Einsatz seiner selbst steigerte er diese Augenblicke und kostete sie aus, bis zur Berauschung — bis zur Erschöpfung! Deswegen bedeutete sein Entschluss, die Direktion der Oeffentlichen Kunstsammlung in Basel zu übernehmen, nicht die leicht vollziehbare Angliederung eines weiteren Departementes in einer wohl disponierten Verwaltung — sondern ganz klar das Opfer seiner akademischen Tätigkeit, auch wenn er sie äusserlich noch beibehielt. Gleich hatte er, dem die Gabe des geschriebenen Wortes verliehen war wie selten einem, den Schriftsteller dem Redner geopfert. Und nachdem er ein Jahrzehnt im Reich des freien Wortes geherrscht hatte, brauchte ihn nur das Geschick auf ein anderes Feld zu locken und er folgte ihm. Gegenüber der Tätigkeit des Schriftstellers war die des Redners schon um einen starken Grad realer, unmittelbarer auf die Gemüter der Menschen wirkend, die Gemüter der Menschen beherrschend — aber ihm immer noch nicht konkret genug. Rintelen war — wenn man sich scheuen wollte, es auszusprechen, müsste man überhaupt verzichten, über ihn zu sprechen — Rintelen war im tiefsten eine Herrschernatur. Nicht vergebens glich seine Hand-



SCHMIEDEISERNES GRABKREUZ

*Entwurf: F. Herger, Basel / Ausführung: Allgemeine
Gewerbeschule Basel*

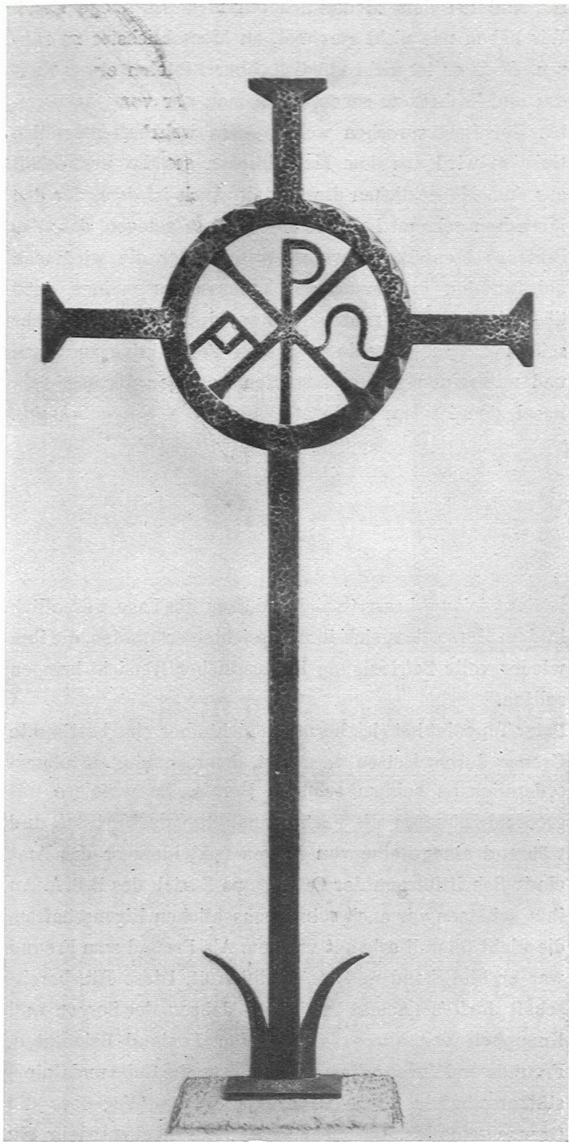
schrift der Bismarcks. Was brauchte er die Krücken der grossen Phänomene der Vergangenheit, um über Menschen zu herrschen! Der Katheder, dessen Pathos er mit rückhaltlosester Leidenschaft genoss und dessen Wirkungsmöglichkeiten ihm bis ins Letzte vertraut waren, und die Historie, in deren Reich er nicht Sklave, sondern König war — sie schrankten ihn im Grunde doch ab von den Menschen und dem ganz gegenwärtig sich Ereignenden. Auf Menschen nur mittelbar zu wirken und

Ereignisse nur zu betrachten, das musste ihm auf die Dauer zu wenig sein. Rintelen war zu aktiv, zu männlich, um in der historischen Kontemplation so innig und ausschliesslich leben zu können wie etwa Jakob Burckhardt, dessen ganzes Wesen Kontemplation war. Und Rintelen war wohl überhaupt zu vielfältig begabt und zu rastlos, um in Einem je sich ganz zu erfüllen. Einmal wollte er unter handelnde Menschen treten, selber handelnd, als ihr Partner oder Gegner in ganz realen Taten. Er wollte Ereignisse lenken und selber Ereignisse erzeugen. Nicht minder mächtig als Begabung und Leidenschaft zum geschriebenen und zum gesprochenen Wort waren in ihm Begabung und Leidenschaft zur Tat. Schon Schreiben und Reden hatten bei ihm etwas von einem Tun an sich, hatten den aktiven Pulsschlag der Tat, und sein Verhältnis zum Historischen war nicht ein eigentlich kontemplatives. Beinahe häufiger noch als auf Kunst und Geschichte kam sein Gespräch auf die Politik des Tages. Nirgends war die Teilnahme dieses leidenschaftlichen Menschen leidenschaftlicher als hier. Wie er als Historiker die überpersönlichen Bindungen nicht eigentlich sah und für ihn das Allgemeine, Schicksalsmässige einer Epoche und in der Abfolge der Zeiten kaum Realität hatte, wie er vielmehr, einzig nach dem Ausmass und der Eigenart der Persönlichkeiten fragend, persönliche Leistung an persönliche Leistung reihte — so beschäftigte ihn auch an den politischen Ereignissen der Gegenwart nichts so sehr wie die Tat des einzelnen Staatsmannes. Ganz ausserordentlich war sein Blick für den Menschen und die besondere Art seiner Begabung. Dem Menschen galt im Grund seine tiefere Leidenschaft als dem Werk. Die schönsten, mannigfaltigsten Begriffe standen ihm zur Verfügung, nicht wenn er Kunstwerke, sondern wenn er Menschliches zu schildern hatte. Und wenn er, was er mit besonderer Vorliebe tat, die Individualität einer ruhmreichen Stadt schilderte, so fühlte man, dass er sie wie einen Menschen erlebte. Wenn in irgend einem Land ein neues Ministerium auftrat, stürzte er sich auf die Photographie und die erste Rede seines Chefs. Dieses Wenige genügte ihm, dass er ihn ganz ergriffen hatte. Sein Urteil, das er heftig hervorstiess, kümmerte sich nicht um parteipolitische Zugehörigkeiten, sondern zollte Beifall einzig der stärkeren Natur und verdamnte das Unzulängliche. Aber es war ihm nicht ums Urteilen allein zu tun, seine Urteile waren Prognosen der Taten und der aus ihnen entspringenden Ereignisse. Wie ein Seher beinahe erlitt er da Hoffnung oder Befürchtung. Im Gegensatz zu Jakob Burckhardt jedoch, der ja auch unter solchen Gesichtern litt, ging sein Blick nie ins allgemeine des Ganges der Weltgeschichte, sondern blieb

immer auf das ganz konkrete Geschehen jetzt und hier gerichtet. Wenn Rintelen von Politik sprach, so war's keine weltferne Historikerweisheit, man spürte vielmehr, dass da einer redete, dem die politische Leidenschaft in den eigenen Knochen sass. Auch Zukunftsträume hegte er nicht, dazu sah er Menschen und Dinge zu sehr in ihrer gegebenen Realität, und politischer Idealismus war ihm ein Widerspruch in sich selbst. Von allen Staatsmännern der Gegenwart liebte er wohl keinen wie Clémenceau. Trotz all dem war Rintelen in hohem Masse, was man einen unpraktischen Menschen nennt. Was ihn zum Handeln trieb, war nicht das Handwerkliche, das Anfassen der Dinge, sondern das Geistige, das Anfassen der Menschen — die Betätigung einer einzigartigen Fähigkeit, aus sachlichen und persönlichen Gegebenheiten ein Ziel zu konzipieren und diesem Ziel das Divergierende entweder dienstbar oder unschädlich zu machen — die Betätigung einer einzigartigen Fähigkeit, Menschen für seine Ziele und Meinungen zu gewinnen. Man mochte mit noch so klar gefasstem Widerspruch zu Rintelen kommen — man verliess ihn als Renegat, und mit all den peinlichen Gefühlen des Renegaten. Was ihn zur Tat trieb, letzten Endes war's — die Macht. Jakob Burckhardt — wie scheute er die Tat, und wie fürchtete er die Macht! Schon bevor Rintelen den Konservatorposten übernahm, hatte er in allen Kämpfen um die künstlerischen Dinge der Stadt mitten drin gestanden. Dabei konnte man sich oft des leise trauernden Gefühls nicht erwehren, dieses Kampffeld sei der Dimension seiner Kräfte und dem Niveau seines Geistes nicht ganz angemessen, grössere Aufgaben, auch als die eines Galeriedirektors, wären seiner würdiger gewesen, und seine leidenschaftliche Phantasie habe sich deswegen die Aufgaben und Kämpfe wichtiger machen müssen, als sie waren. Wie Rintelen das Schreiben und das Reden als bewusste Kunst liebte und übte, so auch das Handeln. Schriften, in denen geniale Praktiker in einer dieser drei Künste ihre Erfahrungen niedergelegt haben, las er mit ganz besonderer Leidenschaft, und es wäre gar nichts Erstaunliches, wenn es von ihm einen Traktat von der Kunst des Schreibens, der Redekunst oder der Kunst der Diplomatie gäbe. Aus den Briefen, die Rintelen an einen richtete, wenn man ihm Geschriebenes zugeschickt hatte, liessen sich wohl die Grundzüge eines Handbüchleins von der Kunst des Schreibens zusammenstellen. Ganz natürlich ist es, dass bei einem, der die Funktion an sich so liebt und mit solcher Souveränität beherrscht, die Funktion ihre dienende Rolle leicht vergisst und selbstherrlich wird. Wie Rintelens Sprache in ihrer stolzen Getragenheit und in ihrem Reichtum des Ausdrucks etwas Wucherndes hatte (er

formte eher zu viel als zu wenig an seiner Sprache), so war auch sein Handeln von diplomatischen Spannungen schier überladen, und die seine Handlungen vorbereitenden Ueberlegungen verbrauchten mehr Energie als das Tun selber. Rintelen war trotz allem im Grunde kein Tatmensch, dessen besondere Begabung ja gerade darin besteht, dass für ihn zwischen Ueberlegung und Tat kein Raum und vor allem kein Zweifel ist. Das ganz einfache Wort und die ganz einfache Tat, die mit der lässigen Selbstverständlichkeit der Natur hervorgehen, und die rund und straff sind an Gehalt — sie waren ihm nicht gegeben. Rintelens Sprache wird man, im Gegensatz etwa zu der Jakob Burckhardts, der die Schlichtheit der Natur in einzigartiger Weise zu eigen ist, eher Pracht als Schönheit zuerkennen und seinen Geist letztlich eher glänzend und bedeutend als gross nennen.

Was Rintelen schrieb, sagte oder tat, war immer das Produkt eines leidenschaftlichen inneren Kampfes, denn seine Seele war angefüllt mit Kampf. Seine Sprache fliesst nicht in natürlicher Leichtigkeit und Gelöstheit dahin, sondern trägt, auch wo sie sich leicht und anmutig gibt (und sie tut das mit besonderer Vorliebe), die Spuren einer fast gewalttätigen Anspannung, und wie ein Vulkan stiess er seine Sätze hervor. Wo seine Sprache geschmeidig ist, ist sie's geworden unter dem hohen Druck eines gewaltsamen formenden Willens. Was Rintelen als Maxime menschlichen Verhaltens aussprach (und er liebte es, solche Maximen zu formen), war fühlbar das Resultat eines Kampfes wider sich selber, hatte seine wahre Spitze wider sein eigen Fleisch gerichtet. Manches, was er aussprach, stand zu seinem innersten Wünschen und Meinen in einem komplizierteren Verhältnis, als man mit seinem simpleren Verstand im Augenblick oft zu begreifen vermochte. So war es auch nur der Widerschein seines inneren Zustandes, wenn menschliche Beziehungen bei ihm leicht zum Kampf wurden. Seine ungemein geschmeidige Umgangsart konnte nicht über die kämpferische Einstellung zu allen Dingen hinwegtäuschen — im Gegenteil, sie war die notwendige Folge dieser Haltung: sie war wie das Oel im Getriebe einer rastlos stampfenden Maschine, ohne das sie sich verbrennen müsste, mit dem sie jedoch zu noch heftigerem Tempo angetrieben wird. Aber — so sehr sein Temperament den Kampf brauchte und erzeugte, um im eigentlichen Sinn kampffreudig zu sein, war Rintelen zu wenig robust an Körper und an Gemüt. Die kleinste Angelegenheit, mit der er zu tun bekam, setzte seine ganzen Leidenschaften in Flammen und kostete ihn leicht mehr, als sie objektiv wert war — heil aber der bedeutenden, die er mit seiner Leidenschaft erfüllte! Schade nur, dass Basel ihm nicht



SCHMIEDEISERNES GRABKREUZ

Entwurf: A. Rauschkolb, Basel / Ausführung: Allgemeine Gewerbeschule Basel

viele dieser Art zu bieten hatte. Rintelen war nicht der gegen alles gefehte, fröhliche Kämpfer — im Gegenteil, in allen Kämpfen, auch in solchen, in denen ihm der Sieg von vornherein gewiss war (und wo war ihm das nicht!), war er wie ein ständig verwundeter Kämpfer. Rintelens Antlitz zwar war angespannt, ja beinah verzerrt von einem gewaltigen Willen — sein Körper aber war von zartestem Bau, und seine Hände waren nicht Hände, die packen und zuschlagen konnten, sie hatten

eine fast weiblich schmale Anmut, es waren fühlende Hände, und vor allem auch waren es geniessende Hände. Sein aggressives Blut war nicht geschützt von einer solchem Pulsschlag entsprechenden derben Haut. Zwischen sich und der Umwelt trug er eine unendlich empfindliche Membran, wie sie sonst nur ausgesprochen passiven Naturen zugeteilt ist. Es lief wie ein ständiges Zittern über ihn, das angesichts eines jeden Ereignisses oder Phänomens zum Erschüttern werden konnte. Aus dem bebenden Ton seiner Stimme, mit der er von Kunstwerken sprach, spürte man, dass er selbst die Schönheit erlitt. Wenn Pathos die Haltung des leidenden Menschen ist — Rintelen war ein pathetischer Mensch.

Und Rintelen war ein heimatloser Mensch. Hin- und hergetrieben nicht nur von sich widerstreitenden Mächten seines Innern, heimatlos vor allem auch in den Ländern der Erde. Schon in jungen Jahren mit seinem Heimatland zerfallen, hat er sich später alle Brücken zu ihm abgebrochen. Am Krieg hat er unsäglich gelitten. Da einen das Blut nicht freigibt, war seine Wunde nicht heilbar. Rintelen hatte des Heimatlosen Rastlosigkeit und dessen unstillbare Sehnsucht nach einer Heimat, in der er wurzeln könnte. Er hatte des Heimatlosen überquellende Liebe zu Heimatländern der Wahl (aus solcher Liebe ist sein Giotto geschrieben!), und des Heimatlosen Hass gegen die einzige Heimat des Bluts. Und doch war Rintelen in nichts deutscher als gerade hierin. Am Wesen des eigenen Volkes zu leiden, gibt es ein deutsches Leiden? Auch in seiner Wissenschaft war er im Grund ein Heimatloser. Wie ein Meteor die Sterne einen Augenblick überstrahlt — ihre Kreise kehren wieder, seine Bahn ist einmalig. Rintelen hat sich nicht an den Webstuhl gesetzt, an dem Generationen weben. Er stand abseits als ein Unzünftiger. Von denen, die in festen Bahnen gehen, wie ein wildes Tier bewundert, und wohl auch beneidet als einer, der innerlich freier ist und weitere Horizonte umspannt. Wie konnte Rintelen die Wichtigkeit der festen Pfeiler des akademischen Tempels preisen, er, der im Grunde ausserhalb stand! Wie konnte er die Tradition preisen, er, der die wirklichste, die des Blutes dahingegeben hatte! Und mit welcher Leidenschaft hat er seine Zufallsheimat vom Tag seiner Berufung an umworben! Auch die Einbürgerung hat ihm die Heimat nicht zu geben vermocht. Und auch ohne die besondere Sprödigkeit des Baslers Fremden gegenüber, die in Basel nicht Fremde bleiben wollen, hätte es ihm mit solchem Liebeswerben mannigfach ergehen müssen wie einem, der mit Geschenken überschüttet, wo Verlangen oder Fähigkeit fehlen, Geschenke zu empfangen und mit dem zu erwidern, wofür das Ge-

schenk Symbol ist. Auch der Stadt gegenüber blieb Rintelen letzten Endes das fremde wilde Tier, das man bestaunt, ja sogar aufs höchste verehrt, das man aber nie eigentlich liebt, wie man den Blutsgenossen liebt. Man lässt es sich einem sogar nähern, weil man sich umschlossen und gesichert fühlt von den Gitterstäben des Käfigs, den das überindividuelle Wesen eines Heimatgeistes um einen bildet — des Käfigs, nach dessen Schutz sich der Heimatlose so sehr sehnt und dessen Wert und Glück er mit so glühenden Worten zu verkündigen weiss. In all der Verschwendung, die Rintelen mit sich und seinem Reichtum trieb, blieb etwas Einsames um ihn. Er weckte häufiger Verehrung und Furcht als Liebe — vom Stiefbruder der Verehrung, vom Neide gar nicht zu reden. Ich weiss nur ganz Wenige, denen die Verehrung

für Rintelen dem Menschlicheren nicht im Wege stand. Wir haben uns nicht gescheut, an Menschlichstes zu rühren. Aber es ist nicht möglich, über Rintelen etwas Rundes und Wahres zu sagen, wenn man nur vom sogenannten Geistigen sprechen wollte. Alles wahrhaft lebendige Geistige wird aus dem Menschlichen genährt und erhält aus dem Menschlichen die Gestalt. Auch ist dem, der den Menschen gekannt hat, vor allem daran gelegen, dass das Bild des Menschen bewahrt werde. Aber nie wird man bei Rintelen in Versuchung kommen, zu meinen, jetzt übersehe man ihn ganz — immer wird sein Wesen mehr sein, als man aus seiner kleinen Perspektive zu sehen und mit seinen groben Begriffen zu sagen vermag.

Basel, den 12. Mai 1926.

Georg Schmidt.

PETER TAPPOLET †

Nach kurzem Unwohlsein ist mitten aus dem Leben Architekt Peter Tappolet dahingegangen. Am 12. Mai d. J. verschied er an einem Herzschlag in seinem Heim.

Peter Rudolf Tappolet wurde am 24. Dezember 1875 im Pfarrhause zu Hittnau, wo er die ersten Jugendjahre verlebte, geboren. In Basel besuchte er das Gymnasium, um nach Absolvierung einer Lehrzeit am Technikum Winterthur seine berufliche Ausbildung zu holen. Später finden wir ihn an der Technischen Hochschule in München, woselbst seine beiden Onkel Architekten, Professoren Dr. Friedrich und August Thiersch, als Lehrer wirkten. Besonders nahe gestanden hat er Friedrich Thiersch, in dessen Familie er längere Zeit lebte und an welche er zeitlebens glückliche Erinnerungen knüpfte. Nach einer Reihe von Jahren praktischer Tätigkeit in verschiedenen Architektur-Bureaux in Stuttgart, Neuenburg, Freiburg, Zürich und Basel liess sich unser Kollege endgültig in Schaffhausen nieder und entwickelte hier auf breiter Basis eine selbständige berufliche Tätigkeit. Es entstanden neben Wohn- und Einfamilien-Häusern u. a. das Volkshaus, die Kapelle der Evangelischen Gesellschaft in Neuhausen a. Rh., die Kapelle der Apostolischen Gemeinde in Wädenswil, eine Nahrungsmittelfabrik in Thayngen u. s. w. Nach seiner Uebersiedelung nach Zürich kurz vor Ausbruch des Weltkrieges legten die Ereignisse der beruflichen Tätigkeit Fesseln an, die nicht ohne Spuren an ihm vorüber gingen. In der Folge diente er dem Vaterland als eifriger Militär und zwar als Geniehauptmann. Später übernahm er im Auftrag des Bundes ausgedehnte Auslands-Reisen zur Kontrolle der Kriegsgefangenenlager. Nur schwer vermochte er sich nach jahrelanger anderweitiger Tätigkeit wieder beruflich durchzusetzen. In der

letzten Zeit verbesserte sich indessen die Lage wesentlich in dem Masse, dass sich ihm Aussichten eröffneten, die ihm wieder volle Befriedigung in beruflicher Hinsicht bringen sollten.

Peter Tappolet hat sich beruflich nicht über eine bestimmte Grenze durchzusetzen vermocht, dennoch hing er ausserordentlich an seinem schönen Berufe. Er verfolgte mit grossem Interesse alle Fachveranstaltungen, Vorträge, und während einer Reihe von Jahren bekleidete er das Amt eines Schriftführers der Ortsgruppe Zürich des B.S.A. An ihm schätzen wir auch seine menschlichen Eigenschaften, die nicht überall erkannt wurden. Als Freund zum Freund war er hingebend und stets hilfbereit. Diese Hilfsbereitschaft durften namentlich in den Jahren der Sorgen und Knappheit vor allem seine vielen Ausland-Bekannten, Freunde und Verwandten erfahren. Manche Gabe und Unterstützung hat in dieser schweren Zeit den Weg über die Grenze gefunden. Das Geben war für ihn ebenso sehr ein Bedürfnis als eine Freude und Befriedigung. Wie liebte unser Freund Peter sein Vaterland, dem er treu ergeben war. Wir können uns nur so die vielseitigen Dienste in verschiedenen vaterländischen Organisationen, ganz abgesehen von der Erfüllung seiner militärischen Pflichten, im Laufe der Nachkriegszeit erklären. Ein ausgesprochener Charakterzug war ihm eigen, die gesellige Veranlagung. Kein Wunder, dass er aus diesem Grunde in den Kreisen der Geselligkeit, wo er ebenfalls Aemter zu verwalten hatte, gerne gesehen und gesucht war. Einem engern Kreise von Freunden war er besonders zugetan. Hier hinterlässt er als froher und sonnespendender Mensch eine offene Lücke.

H. H.